

Mein Pascha und die Paroleausgabe.

Stimme aus dem Oberstleuten. Von Graf Bernhardt, Kavalleriekapitän a. Z.

Morgen Mittags zwölf Uhr Paroleausgabe im Schloßhof! Offizier du jour und der Komde — Unterleutnant zur See Graf Bernhardt! So hatte der Kommandanturbefehl am Freitag gelaute, und mir lag nun am Sonnabend früh das Einleben der Parole bei den Wachmannschaften ob, damit alles ordentlich klappte, wenn der gefrenzte Stadtkommandant um zwölf in Erscheinung trat. Die oft die Leute präsentierten ruhten, weiß ich nicht mehr. Ein paar hundert Mal war's nicht.

Mein Hund, Pascha geheiß, eine riesige Dogge, amüsierte sich derweilen auf dem weiten Platz vor der Kaserne; aber schließlich mußte ihm das ewige Präsentieren doch wohl langweilig geworden sein, denn als die Leute um halb zwölf abrückten, und mein Bursche mir Delin und Schärpe brachte, um mich für den feierlichen Augenblick entsprechend auszurüsten, war der Köter verdummt.

„Wo ist Pascha?“
 „Ich weiß nicht, Herr Graf! In der Wohnung ist er nicht!“
 „Such' ihn und sperr' ihn ein!“
 Damit eilte ich den Mannschaften nach. Schon war ich unten am Schloßgarten angekommen, da sprang mir zu meinem Entsetzen, freudig bellend, „mein Kalb“ entgegen. Mit diesem wenig schmeichhaften Beinamen hatten die Kameraden ihn benannt.

Miserabler Kader, wo kommst Du her?“
 „Ihalt ich. Aber Pascha nahm meinen Horn nicht für Ernst, sondern versuchte auf's Neue, mit Freuden-geheul an mir hochzuspringen, bis ich ihm einen Schlag mit der Säbel-schneide verpönte und energisch „Hinter!“ zudonnerte. Da schlich er hinter mir her.

In der Durchfahrt zum Schloßhof zog ich rasch meinen Paletot aus, denn obwohl es Februar und bitter kalt war, mußte doch der Komdeoffizier, des größeren Ansehens wegen, im Waffenrock antreten. Einem Seesoldaten übergab ich den Mantel und rief dann den Hund heran.

„Hier halten Sie ihn ordentlich fest und lassen ihn um keinen Preis los! Sonst giebt's ein Unglück!“
 „Zu Befehl, Herr Leutnant!“
 antwortete der Mann, und ich ging schleunig auf den rechten Flügel der Wache.

„Stillgestanden!“
 kommandierte der Plazmajor. Ich stand wie ein Eschbaum und starrte geradeaus. Da jubelte ich vor Schreck zusammen.

„Schon schwenken!“
 entließ er leise dem Gehege meiner Zähne, denn mit Riefenfüßen kam Pascha angepresungen, stürzte durch die verammelten Offiziere hindurch und dann auf mich zu.

„Hinter!“
 hatte ich gerade noch Zeit, ihm zuzurufen, da hub die Schloßkub zum Schläge aus.
 „Achtung, präsentiert das Gewehr!“
 und unter Trommelschlag und Musikgeleie erliefen der Stadtkommandant, schriftgründend an uns vorbei und nahm gegnerrig Aufstellung. Dann wurde geschultert und „Ober- und Unteroffiziere vorwärts — marsch!“

Wir marschierten los, und — zwei Schritt hinter mir Pascha, stolz erhobenen Hauptes, als ob er dazu gehörte.
 Etwas flotternd machte ich meine Meldung, deren Entgegennahme mir seitens des Gehrenen durch Handablegen an den Helm befehmigt wurde. Da dachte mein Pascha wohl, der Gruß gälte ihm, denn freundlich schweifwedelnd trat er vor und benachteiligte mich hunderte die Beinkleider des hohen Herrn.

Ein Zornesblitz aus den Augen des Kommandanten traf mich.
 „Ist das Ihr Hund?“
 „Zu Befehl!“
 „Wissen Sie nicht, daß es verboten ist?“

„Zu Befehl!“
 antwortete ich vorschriftsmäßig, ehe die Frage noch beendet war. „Er ist mir wegelaufen.“
 „Das Weitere wird sich finden.“
 „Zu Befehl!“
 Gedrückt schlich ich davon, um mich bei den übrigen Vorgesetzten zu melden. Von Jedem erhielt ich einige mehr oder weniger unliebenswürdige Worte, wie man so sagt, „auf den Raffen.“

„Ja, mein Divisionskommandeur verlangt sogar energisch, ich sollte „das Vieh“ vergiften oder todtschießen; und mein Kompagnieführer verbat sich ein für alle Mal das Mitbringen auf den Exerzierplatz. Ich war während, sagte aber natürlich zu allem immer nur „Zu Befehl!“ und rannte dann, dem Hund am Halsband festhaltend, in den Thronweg, um meinen Grimm an der Ordnung anzuknüpfen. Aber diese hatte sich wohlweislich aus dem Staube gemacht.
 Nun schrie ich nach meinem Ueberzieher und hatte ihn auch endlich beinahe an; da kam der Plazmajor angeleht.

„Verstoh' dich, Mensch, was machen Sie denn? Es ist doch Paroleausgabe Alles wartet nur noch auf Sie! Kommen Sie schnell, schnell!“
 „Wahrscheinlich, das hatte ich über den vertrackten Hund total vergessen! Nicht ich mir den Mantel wieder von den Schultern und stürmte in den Schloßhof zurück. Da beugten sich schon die

Köpfe der Herren Adjutanten unter geheimnisvollem Klüffeln gegen einander, als wenn der Wind über ein Kornfeld streicht. Ich kam im letzten Augenblick noch zurecht, um das Zaubervort zu erwidern und es dann ebenso geheimnisvoll dem Stadtkommandanten wieder zuzurufen. Gott sei Dank, das war vorüber! Von dem Segen, der bei der nunmehrigen Meldung auf meine Haupt herniedertraufelte, schweige ich lieber. Dazu kam noch der Hohn der Kameraden, die mir alle zu „drei Togen“ gratulierten. Schön war's nicht.

Doch das Ungewitter zog noch glücklicherweise an mir vorbei, und es erging mir nicht wie dem Schüler in „Dochschlauchtling“, „du denn flög' in!“
 Die „drei Toge“ blieben mir erparirt, nur eine niederrachtig schlechte Komde war meine Strafe. „Sammtliche Wachen mit sämtlichen Posten!“ Das bedeutete die halbe Nacht unterwegs. Als ich aber mit Pascha in meiner Wohnung ankam, da flög' in! und zwar gründlich. Ich glaube aber noch heute nicht, daß er damals gewußt hat, weshalb er solche Prügel bekam. Eine Paroleausgabe hat er aber nicht wieder mitgemacht.

„Do goode Tahnarzt.“
 Von Johann Knauf.

Alle die ganze Woch harrt Friz Brümmer de infamistischsten Zahnwehdag hatt. Des Tags künn be nich schafften an des Nachts künn be nich schlafen un wat be för luter Wehdag anfangen küll, dat küllt be süßwien nich mehr. Friz is so'n drogen Farmer un wohnt in de Rabenwerkhoff don en lüttele Billage, wo de Blädschmuth oof Zähnen utreden deilt, aber be künn nich recht dagegen kommen, sid von den Smith von sien Dien befristet to laten, denn — so sad he to sien Clich — „dat lepte Mal, as id mi en Zahn von den Kriell utreden laten ded, denn bet be mit mi de Stum utsetzt, un as he den Zahn nah'n halwe Stund harte Arbeit wüchlich rut barr, denn was dat de falsche Zahn; — ne, nah den Kriell gab id nich weder hen.“

Amer de Vien würd schließlich to stumm für Frizen un so seggt be denn eines Morgens to siene Frau: „Clich — seggt be wenn id disse Vien noch länger utholen mütt, denn war id verrückt dabi; id dent, id süß hit to Stadt un gab nah'n richtigen Zahnarzt, de ward mi wol den Zahn in vernünftiger Wies utriet!“

„Ja, Badding, dat doo oof man“ — seggt sien Frau, de froh was, dat he endlich to den großen Entschluß kamen was, un se helpt Frizen sid farig machen un bald dorup denn güng de Reis los.

Den ganzen Weg lang het Friz jammert as so'n lüttele Kind; sien Clich harr em en großes Doot im den Kopf bunden, damit de Zahn oof nich tolt kriegen küll, aber de Wehdag ded dat doch nich stoppen un de arme Kriell was wüchlich froh, as be endlich in de Stadt anlanten ded un sien Viehd in'n Stall harr.

De höll sid oof gar nicht lang up, sommers ischt sid giel einen Zahnarzt un tum is he in so'n Office, denn set be sid giel in den Stuhl un seggt: „Dokter, um des Himmels Willen, treden Se mi den Zahn ut, süßst war id doch verrückt vor luter Wehdag!“

Well, de Dokter ströpt sid de Hemdsärmel up, kriegt Frizen bi't Wahl to faten, langt nah sien Tang, süß damit den Clichgeist an un — indem be de Tang mit aller Gewalt enen Kud giwt, het he den Zahn rut.

Derrgott noch'n Mal, wo höllte Friz up — dat was noch schlimmer, as wenn so'n Löw an to brüllen sangt — aber bald löten de Wehdag nah, de Dokter stecht em noch so'n lüttele Duttchen von Watten in dat Lod, wo de Zahn weßt was, un denn seggt he, so, nu künn Friz gahn.

„Altricht, Dokter — seggt Friz — wat löst dat nu?“ — „O, wiel Du dat bist, en halwen Dabler,“ seggt de Dokter.

„Dunnewedder noch'n Mal — seggt Friz — dat's aber en ganz gefährlichen Pries — wenn id en halwen Dabler kriegen ded för sien Minuten Arbeit, denn würd id in en Jahr en rieten Mann.“ — Wenn id dat wüßt harr, denn wür id nah unfern Blädschmuth gahn, de harr mi de Zahn för nids utroden, — denn harr id blos to trieten brunt!“

Dat güng em nids nich an, meinte de Dokter — sien Pries war en halwer Dabler un wenn de Blädschmuth dat umfonst dohn ded, denn war dat nich siene Angelegenheit.

„Na, Friz betahlt den sienen halwen Dabler un wull gahn, aber dat Lod, wat de Dokter en ruten harr, füng ganz gehörig an to blöden un de Dokter wull em dat upfären, aber be verlangte extra Betahlung dafür un Friz wull kein Geld mehr utrücken. — „Well — meinte denn de Dokter — denn gab man grad öwer de Straat bi Hamann in'n Salubn un lat Di en gooden Snaps gemen, de stoppt Di dat Blut!“

Dat löst Friz sid nicht twimal seggen un he schüwt denn los in den Salubn un seggt, de Dokter harr em schid, he süll sid en gooden Snaps un oof'n Glas Bier un'n Gigar gemen laten — un wiel der Dokter good bekennt war in den Salubn — un wiel Hamann dacht, Friz harr wol en Besorgung maßt för den Dokter, so let he Frizen hebben, wat he hebben wull, wat all för den Dokter anstrewen würd.

Friz sid sid einen schönen Kapen an un ganz glücklich kom be gegen Abend bi sien Clich an, de em giel fragen ded, ob be sid den Zahn harte utrieteten laten.

„Schur doch — seggt Friz — man blos de Dokter is genüchlich über — en bolwen Dabler wull be für de siene Minuten Arbeit hebbin!“
 „Wat — seggt de Clich — en halwen Dabler? De Kriell is wol verrückt!“
 „O, well — seggt Friz — id bin amer doch um miene Kosten kamen, denn as de Zahn rut was, denn bet be mi in'n Salubn schid, un da bew id denn genog kapen, dat von den halwen Dabler nich veel awrig bliewen is!“

As de Dokter an'n Abend in den Salubn kamen is un Hamann em Frizen siene Aetzung vorleggen ded, denn het be toirt nich wüßt, wat he seggen küll; toirt bet he sid främmt un wull de Gesicht nich betahlen, aber as Hamann em fragen ded, ob he Frizen nich römer schidt haer un he dat togefragen maßt, dann müß be doch lachen un seggt: „Nu seg mi blos noch Einer, dat die Buern dumme sünd!“ un he bet die Gesicht betahlt, aber be het inoren, he wil keinen Patentsenten weder nah Hamann schidern.

Selbstthat eines Knaben.
 Während der Schulferien eignete sich in einem ungarischen Dorfe eine aufregende Scene. Ein 17jähriger junger Mann war beim Baden vor den Augen seines Vaters in einem tüchtigen Gewässer verschwunden. Rasch entschlossen sprang der Vater des Jünglings nach, um den Sohn zu retten. Aber trampfhaft umflammerte der Versinkende den Vater; dieser fühlte die eigene Kraft schwinden und suchte, um seinen anderen vier Kindern den Ernährer zu erhalten, sein Leben zu retten, sei es auch mit Preisgebung des dem Untergange nahen Sohnes. Entsetzt haben die Anwesenden diese unheilvolle Wendung der Szene. Da sprang ein blutjunges, militärisch-uniformirtes Knabe, der dreizehnjährige Jüngling der Eisenhütter Militärschule Emil Gaubert, in die Fluth, tauchte unter und nahm den Kampf mit dem Siebzehnjährigen auf, d. h. er wußte sich gegen verzweifelte Anklammerung zu behaupten, ergriff ihn aber selbst mit übermenschlicher Kraft, tauchte empor und schwamm, den Geretteten im Arm, an's Ufer. Das war das Werk kurzer Minuten, allgemein war die Spannung und Bewunderung der Augenzeugen dieser Heldthat eines Knaben. In besonderer und außergewöhnlicher Würdigung dieser Mannesthat eines Knaben, der Tollthatigkeit mit Unsiht und ausdauernder Kraft gepaart hatte, bestrafte das Kriegsministerium, obwohl es der erste Fall dieser Art war, für den Knaben eine kaiserliche Auszeichnung; der Monarch verlieh dem kleinen Helden das silberne Verdienstkreuz, das noch nie auf der Brust eines so jungen Unteroffiziers geprangt hat. Neulich Sonntags wurde dem Jüngling Gaubert, dessen Vater General ist, das kaiserliche Ehrenzeichen mit besonderer Feierlichkeit überreicht. Das ganze Eisenhütter Jüglings-Bataillon rückte auf der herrlichen Anhaltsterrasse aus; auch der gesammte Lehrkörper, alle Unteroffiziere und Soldaten waren „en parade“ anwesend. Der Schulkommandant, Oberstleutnant Handschuh, bestellte nach einer erhebenden Ansprache und nach einer ergreifenden Schilderung der wackeren That dem Jüngling vor der Front das Ehrenzeichen an die Brust, forberte ihn auf, es allezeit in Ehren zu halten und zu tragen und schloß seine fernige Ansprache, die auch des Kaisertrages mehrwürdig gedachte, mit einem stürmisch aufgenommenen Hoch auf den Kaiser. Das Bataillon beschrie vor dem Anhaltsterrassenkommandanten und dem Detachirten, der den Platz neben dem Oberleutnant einnahm und von allen Offizieren beglückwünscht wurde. Bei dem Jüngling hielt der ranghöchste Jüngling eine Ansprache an den Detachirten, der hierauf nebst zwei Kameraden als Gast des Kommandanten einen Ausflug nach Neustadt unternahmen sollte. In der Neustädter Akademie soll ja der junge Held nach vier Jahren seine letzte Ausbildung erhalten. Der Militärschüler mit dem Verdienstkreuz macht nicht wenig Aufsehen in der Stadt und rasch verbreitete sich die Kunde von seiner seltenen That und ihrem seltenen Lohne.

Der Tod unter Rosen.
 In Bombay trat in einem Circus seit einiger Zeit eine Schlangenbändigerin auf, eine junge Indierin von hervorragender Schönheit, die wie eine klassische Statue aus Bronze herausgearbeitet schien. Ihre Produktionen mit den Schlangen waren ebenso eigenartig und bewundernswürdig wie gefährlich, da keinem der Thiere die Giftgähne ausgebrochen waren. An dem Abend, an dem sie dem Schidial erkeit wurde, sollte sie zum letzten Male auftreten, um sodann eine Tournee durch Amerika zu machen. Der Circus war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und laute Bravo's begrüßten das Erscheinen der Indierin auf der Scene. In einem großen Saal aus Thierfell befanden sich die Schlangen. Dann legte die Schlangenbändigerin eine Flöte aus Rosenholz an die Lippen und entlockte ihr seltsame Töne, bald schweremüthig klagend, bald wilde leidenschaftliche Melodien und Rhythmen. Allsahld bewegten sich die Schlangen aus dem

Saale, ringelten sich auf die Erde, krümmten sich und streckten ihren Körper wieder aus, hoben zischend die Köpfe und halben Leber in die Höhe und sausten wieder in den Staub, sodas es aus-sah, als ob sich ihre Beweglichen nervösen Leiber im Takte der Musik bewegten. Ein gelber Pfiff von den Lippen ihrer Herrin, und all die giftgeschwollenen Schlangen, Rißern von Java, Klapperschlangen und Nattern ringelten sich an ihrem Körper hoch, umwandten ihr Handgelenk wie ein strahlender Gürtel und umgaben ihr Haupt wie mit einer Märterkrone. In dieser schrecklichen Umfirdung blieb sie einige Minuten regungslos, ohne mit einer Wimper zu zuden. Dann ließ wieder die Flöte ihre seltsamen Töne erklingen, dumpf und schauerlich, und geborham lehrten die Schlangen in den Saal zurück. Nur eine Schlange blieb, von dem Blide ihrer Herrin wie gebannt, zusammengerollt zu ihren Füßen liegen. Sobald sie Miene machte, zischend auf die Bändigerin zuzuschellen, sagte sie diese mit der Hand, und das Thier sank in sich zusammen wie leblos. Rotender Applaus des Publikums belobnte die mutige Schönheit, man winkte mit Zählern, und die Bühne verwandelte sich in einen Blumenparterre. Die Schlangenbändigerin bestellte sich, um eine Kiste aufzubringen und an ihren Busen zu stecken. In demselben Augenblick schoß die giftgeschwollene Flöte auf sie zu, bis sich im Finger fest und umgab das Glied wie mit einem Ledersing. Die Indierin schrie laut auf, das Personal des Circus eilte sofort hinzu, doch vergeblich. Man bettete die Sterbende auf die Blumen und Rosen. Mit einem Lächeln auf den Lippen und einer letzten grüßenden Handbewegung an das vor Schreck erstarrte Publikum verchied sie inmitten von Blumen wie ein Akeopatra, die durch den Biß einer Schlange Trost fand über den Verlust ihres Antonius und ihres Reiches.

Wozu der Telegraph dient.
 Man denkt gemeinlich, daß der Telegraph nur den Zweck hat, Depeschen zu übermitteln. Die Reue des Reue's lehrt uns aber, daß die Trakte und Stangen den Thieren und den Menschen noch ganz andere Dienste leisten. Als man in Norwegen die ersten Telegraphenleitungen einrichtete, hielt die Bären, wenn sie sie im Winde raufen hörten, die Pfoten mit den Trakten für Bienenkörbe und bemäht sich, sie aus der Erde zu reifen; die Spedte dagegen glaubten, daß die Stangen voll Insekten seien, und bobrieten mit ihren Schnäbeln Löcher hinein. Nach und nach schwanden diese Illusionen, die Thiere wurden klüger und gaben sich Mühe, die Telegraphenleitungen für ihre persönlichen Zwecke nutzbar zu machen. Ein kleiner Vogel in Natal, der früher sein eine Wiege gleichendes Nest an Baumzweigen befestigte, vertraute es von nun an den Telegraphendrähten an, wo die Schlangen es nicht erreichen können, und er fand dort eben soviel Sicherheit, daß er das Nest mit einem bequemen Seitenthürchen verah, anstatt es nur nach unten hin ein wenig zu öffnen, wie er es früher gethan hatte. Ein in Brasilien vorkommender Vogel baut sein schweres Gnedel gleichfalls an den Telegraphendrähten. Die hochstehenden und arztigen Papageien knipfen die Verbindungen der Trakte auf und zerbrechen die Porzellantöpfe, die Arbeitsbienen polstern dieselben Köpfe mit Koth aus und leiten den Strom ab. Die Spinnen bededen die Trakte mit ihren Netzen, und diese unverhergelebene Verbindung zwischen den einzelnen Drähten ruft oft große Verwirrung hervor. Kein Thier aber verstand es so gut, von dem Telegraphen Nutzen zu ziehen, wie der Melanerpes in Mexiko. Am Fuße des Pfohens macht dieser Vogel ein großes Loch, wo er seine Familie unterbringt; etwas weiter oben höhlt er sich ein Oberatorium aus, wo nach mehreren Richtungen hin geordnete Löcher ihm gestatten, alle Punkte des Horizonts zu betrahten; noch höher hinauf richtet er seine Magazine ein, so dient ihm die Telegraphenstange als Kasten, als Bestung und als Speicher. Die Wilden wußten sich den Telegraphen nicht in so summeiriger Weise nutzbar zu machen. Aber auch sie suchen Vortheile daraus zu ziehen. Bei einigen algerischen Stämmen dienen die Porzellantöpfe als Kaffeetassen. Die Drakte werden zu Zäunen geflochten, wenn sie aus Eisen sind; sind sie jedoch aus Kupfer, so benutzt man sie als Aefenringe. Die Holzstangen kann man im Hause sehr gut gebrauchen. Die hohlen Eisenstangen sind vortheilhaft Wasserleitungsrohren. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß auch die Naturvölker die Einführung des Telegraphen mit Freude begrüßen. Sie finden in und an ihm einen großen Theil ihres Mobilars.

Der spaßhafte Marquis.
 In ausländischen Blättern curirt gegenwärtig eine ergögliche Anekdote aus dem Leben des jetzigen französischen Kriegsministers Generals Marquis de Gallifet. Vor einer Reihe von Jahren war der Marquis ein schmeidiger, bei dem schönen Geschlecht sehr beliebter Kavallerie-Offizier. In dem Kriege, der wegen des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko geführt wurde, hatte er sich durch seltene Tapferkeit ausgezeichnet. Zum ältesten Adel gehörig und mit einer berühmten pariser

Schönheit verheiratet, durfte er sich als einer der begünstigten Persönlichkeiten am Hofe Napoleons III. betrachten. Eines Tages aber fiel er in Ungnade. Die Ursache war ein etwas harter Scherz, den der übermüthige junge Mann sich der Kaiserin Eugenie gegenüber erlaubt hatte. Man erwartete in Paris einige Abgesandte aus Siam, welches Reich zu jener Zeit fast unbekannt war. Alle möglichen sonderbaren Geschichten, die man in Bezug auf die außerordentlichen Sitten und Manieren dieser neuentdeckten Orientalen erfahren haben wollte, machten in den Hofkreisen die Kunde. Zur bestimmten Zeit wurde angekündigt, daß die Siamesen eingetroffen wären und sich um eine Audienz bei der schönen Kaiserin der Franzosen bemühten. Eugenie willigte ein, die Abgesandten aus dem fernen Osten zu empfangen, und zu dieser Gelegenheit umgab sich die prächteliebende Fürstin mit einem glänzenden Gefolge. Als die Kaiserin in großem Staate in ihrem Galasaal in den Tuilerien Platz genommen hatte, wurden die Thronstühle weit geöffnet, und herein traten zwölf dunkelhäutige Männer in phantastischen Kostümen. Auf ein Zeichen ihres Anführers warfen sie sich zu Boden und begannen fröhlich und den Körper in merkwürdiger Weise wendend, sich dem Thronstuhle zu nähern. Es gewährte einen höchst komischen Anblick. Am sonderbarsten aber waren die grotesken Bewegungen des „Hauptlings“, der so ungeheuerliche Verbeugungen ausführte, daß die Hofdamen trotz der strengen Aude Eugenie ein leichtes Lachen nicht unterdrücken konnten. In dem Moment, als die sich auf dem Parquet entlang „Schlangelnden“ Gäste aus dem Morgenlande am Fuße des Thrones angelangt waren, sprang der vermeintliche Anführer der Siamesen plötzlich auf und gab sich der entrücktesten Fürstin als — Marquis de Gallifet zu erkennen. Diefen Scherz hat die stolze Kaiserin dem lustigen Cavalier nie verzeihen können.

Gefestpeltte Zuschauer.
 Ein fremdsprachliches Blatt schreibt: „Die Verkäufer von Gegenseigen (Contre-marques) sind allezeit die größte Sorge der Theaterunternehmer gewesen. Die Camelos, die vor den Theatern die Zuschauer abfangen, welche vor Schluß der Vorstellung weggehen, und die Eintrittskarten erbetteln oder aufkaufen, um sie dann zu niedrigen Preisen an andere Kunstfreunde noch einmal zu verkaufen, diese Camelos machen dem regelmäßigen Theaterartenverkauf eine schädliche Konkurrenz und verursachen der Direktion empfindlichen Schaden. Die Direktoren haben schon oft diesen unerlaubten Handel zu verhindern gesucht; aber bis jetzt ist es ihnen in Europa wenigstens noch nicht gelungen. Den Japanern, die immer erfinderisch sind, blieb es vorbehalten, die Industrie der bösen Camelos zu ruinieren. Das Mittel, das sie zur Anwendung bringen, ist sehr einfach, ebenso einfach wie originell. Man zeichnet den Zuschauer selbst wie einen Hammel. Wenn Jemand vor Schluß der Vorstellung das Theater verlassen will, giebt ihm der Controleur nicht eine Papier-, Holz- oder Blechmarke, sondern drückt ihm mit einem Kaustifuchstempel ein ganz kleines Zeichen auf die Hand, das jeden Abend eine andere Form und Farbe hat. Wenn der Zuschauer wieder hineingehen will, wirft der Controleur nur einen Blick auf die Hand, stellt fest, daß der Stempel da ist, und läßt passieren. Dieses System ist für die Direktion und für das Publikum von großem Vortheil; der Zuschauer kann zwar nicht mehr aus einem Gegenseigen einen unerlaubten Nutzen ziehen, dafür hat er aber die Gewißheit, daß er es auch nicht verlieren kann. Vielleicht würde sich auch das Theaterpublikum in Europa mit diesem sumreichen Stempelsystem befreundeten!“

D' Frau Nachtigall hat g'unga.
 D' Frau Nachtigall hat g'unga
 Im Wald mit süßem Schall,
 Des hat in un're Herzja
 Laut g'unda Wiederhall.
 Und es' mer uns hant b'onna,
 Biß Du mei' Schälche g'wea:
 O Sommer, lieber Sommer,
 Wie du ist net so schda!
 Der Sommer ist verganga,
 Der Winter ist im Land,
 Und hinter'm Oja siget
 Wir Beide Hand in Hand.
 Du bist mei' Lieb's, Lieb'se Weibl
 Und i', i' bi' Dei' Ma';
 O Winter, lieber Winter,
 An di' la' gar ner na!

Sie hat Recht.
 Gertha: „Du, Silde, ich bin dahintergekommen, daß Du mich belogen hast.“
 Silde: „Womit?“
 Gertha: „Mit daß Du gesagt, daß Du nie radeln gelernt hast, und jetzt erlaube ich, daß Du seit mehreren Jahren und auf mehreren Lehrbahnen die trampfhaftesten Versuche machst.“
 Silde: „Und was weiter?“
 Gertha: „Wie kannst Du da behaupten, Du hättest nie radeln gelernt?“
 Silde: „Na, habe ich's etwa gelernt?“

Höchste Embildung.
 Graf: „... Sag' Jhnen, ohne die Thaten meiner Ahnen würde die Weltgeschichte nur aus Lügen bestehen.“

Enttäuschung.
 „Denken Sie, so'n Boshheit von einem Weib: ich telegraphire geftern: „Komm mit Stahlfroh, forge für das poshene Futter!“ Natürlich erwarte ich ein opulentes Essen! Was finde ich aber? Auf meinem Tisch ein Kläschchen Rosenkornöl und eine Luftpumpe!“
 Rezept gegen Fliegen.
 Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, weil er sonst kommt. Da er aber bekanntlich in der Noth fliegen frißt, so braucht man nur einen nöthigen Teufel an die Wand zu malen, um in kurzer Zeit von den lästigen Fliegen befreit zu sein.
 Der gutmüthige Knabe.
 Entel hat dem kleinen Friz eine Schachtel mit Soldaten gebracht, die er ihm in Parade aufstellen ließ, wobei er, auf den Neugierigen in der Reihe deutend, bemerkt: „Das ist der Korporal!“
 „Darf ich den der Marianta schenken?“ fragt der gutherzige Junge.
 „Wozu?“ meint der Entel.
 „Weil sie geftern gar so gemeint hat, und wie die Papi sie gefragt hat, warum sie meint, hat sie gesagt: „Mein'n Korporal hab' ich verlorn.““
 Nederei.
 Er: „Ich habe Dich zum Freisen lieb.“
 Sie: „Warum ist Du mich denn nicht?“
 Er: „Der Arzt hat mir Süßigkeiten verboten.“
 Sarte Andeutung.
 Soldat: „Du schreibst: Alte Liebe rottet nicht! Ich sage Dir, wenn das wirklich der Fall sein löst, muß sie verfilbert oder zum mindestens vernickt werden.“
 Boshheit.
 „Zum Kuddul! bin doch sonst guter Schüge, und treffe heute fortwährend in's Blaue!“
 „Wenn Sie in's Schwarze treffen wollen, müssen's halt warten, bis Nacht wird!“

Schwieriger Fall.
 Er: „Unser Karl muß schwimmen lernen.“
 Sie: „Aber nicht im Wasser, das wäre zu gefährlich!“
 O diese Fremdwörter.
 Huber: „Und ich sage Jhnen, meine Herren, meine Ansicht geht nun einmal dahin: Jeder treibe sein Meteor!“

Nachig ansgebrückt.
 Herr (in einer Sommerfrische, in der es nichts mehr zum Essen giebt): „Nun, tracht denn gar kein Hahn mehr nach mir?“
 Der Optimist.
 Richter: „Wie, nachdem ich Jhnen acht Jahre Justizhaus diktierte, können Sie auch noch lachen?“
 Angeklagter: „Ja! bin Optimist!“
 folgerung.
 „Der Baron löst geftern von der reichen Miß einen Korb bekommen haben!“
 „Daher sieht er auch heute jedenfalls so miß vergnügt aus!“

Stoßesfanjer.
 Angeklagter (welcher den Gerichtssaal betritt und schon wieder einen neuen Verteidiger sieht): „Na, ich bin doch das reinste Versuchsantken!“
 Bekümpft.
 Tante: „Wißt Jhr noch, wie ich zuletzt bei Euch war, hat's an einem Stüd gereignet, nur als ich abreiste, war's ein schöner Tag!“
 Hausherr (in Gedanken): „Ein schöner Tag!“

Kindermund.
 Mama (auf der Straße): „Sieh, Lieschen, dort geht Entel Staatsanwalt gerade in eine Buchhandlung hinein.“
 Lieschen: „Der will sich wohl einen Stedbriefsteller kaufen?“
 Andere Auffassung.
 Vater (auf eine Küftung zeigend): „Siehst Du, Frizl, solche Küftungen tragen die Ritter, wenn sie in den Kampf zogen.“
 Frizl: „Die müssen aber furchtbar gewelen sein.“

Vorschenwich.
 1. Handwerksbursche: „Bist Du a guter Tänzer?“
 2. Handwerksbursche: „G'wis! Bin i doch schon von New York nach Chicago g'wa'rt.“
 Aus der Kaserne.
 Unteroffizier: „Na, das ist ja eine saubere Geschichte! Essen willst Du jetzt und hast keinen Vöffel? Wie heißt Du wohl, mein Wosjöh?“
 Rekrut: „Hafel!“
 Unteroffizier: „Was Hafel? Ach so — haha! — ich verhehe — ein Hofe ohne Vöffel! Du wüßst mit naturwidriger Seltenheit imponiren!“
 fatal.
 A: Mensch, wie sehen Sie denn so zugerichtet und verkümmert aus?“
 B: „Ich bin geftern nach dem Theater mit dem Autor verwechselt worden.“